

Die Bedeutung von "Rasse" und "Volk" in der Architektur-Geschichte

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **101/102 (1933)**

Heft 26

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-83122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

INHALT: Weihnacht 1933. — Die Bedeutung von „Rasse“ und „Volk“ in der Architektur-Geschichte. — Das mittelalterliche Hospital in Beaune (mit Tafeln 1 u. 2). — Von allgemeiner Bildung und Eidgenössischer Technischer Hochschule. — Zur Ausbildung der Ingenieure und Betriebsführer. — Deutsche Stimmen zur gleichen Frage. — Nochmals Krise und Schule. — 42. Generalversammlung der G. E. P. in

Basel 1935. — Praktikantentätigkeit für stellenlose Absolventen der E. T. H. — Mitteilungen: Umstellung der Harvard Engineering School. — Nekrologe: Hans Schmid-Juon. Oberst W. Frölicher-Stehli. — Wettbewerbe: Ausstellungs- und Festhalle auf der Allmend Luzern. Sekundarschulhaus in Aarwangen. Neubau der Schweizer Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich. — Mitteilungen der Vereine.

Band 102

Der S. I. A. ist für den Inhalt des redaktionellen Teils seiner Vereinsorgane nicht verantwortlich.
Nachdruck von Text oder Abbildungen ist nur mit Zustimmung der Redaktion und nur mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr. 26

Weihnacht 1933.

„Noch nie seit Bestehen unseres Blattes haben wir das Jahr unter so trüben Aussichten beschlossen wie diesmal.“ — Mit diesen Worten begann unsere Weihnachts-Nummer im ersten Kriegsjahr 1914; sie treffen auf die heutige Weltlage leider abermals weitgehend zu. Da werden es unsere Leser, wie wir glauben, verstehen, wenn wir ihren Blick von den Problemen technischer Nützlichkeit ausnahmsweise einmal ablenken auf Fragen mehr allgemeiner Art. Hatten wir vor kurzem an den Beispielen der „Kochenhof-Siedlung“ und der „Triennale“ über die neuesten architektonischen Zeitströmungen bei unsern nördlichen und südlichen Nachbarn berichtet, so wollen nachstehende Betrachtungen versuchen, die in der Architektorentwicklung wirkenden Zusammenhänge *historisch* zu beleuchten und aufzuklären, soweit dies auf dem engen zur Verfügung stehenden Raume möglich ist. Im „Hotel Dieu“ von Beaune sodann tritt ein hochinteressantes französisches Bauwerk des Mittelalters vor Augen, das seiner charitativen Bestimmung wegen gerade heute erhöhte symbolische Aktualität aufweist. Daran anschliessend wollen wir Ausbildungsfragen der höheren Technikerschaft vom Standpunkt ganz verschiedener Betrachter zur Diskussion stellen, im Sinne, wie es von jeher zu den wichtigsten Aufgaben und Bestrebungen der „G. E. P.“, der Gesellschaft Ehemal. Studierender der E. T. H. gehört. Berichte über deren Leben und Tätigkeit im abgelaufenen Jahr sollen den Abschluss dieser Weihnachtsnummer bilden, und uns ermutigen, mit vereinten Kräften als gute Kameraden der ungewissen Zukunft zuversichtlich entgegen zu gehen. C. J.

Die Bedeutung von „Rasse“ und „Volk“ in der Architektur-Geschichte.

Von PETER MEYER, Architekt, Zürich.¹⁾

Jeder aufmerksame Betrachter des historischen Bauten-Vorrates wird sich manchmal die Frage vorlegen, woran eigentlich die Verschiedenheiten des Stils und die Gemeinsamkeiten stilistisch verwandter Bauten letzten Endes haften. Wenn man von allen, mehr an der Oberfläche liegenden Verschiedenheiten des Zweckes, der Baustoffe und sonstigen materiellen Gegebenheiten absieht, bleibt die Verschiedenheit der Entstehungszeit, und dahinter ein schwer auflösbarer Rest, an dem auch noch lokale Verschiedenheiten innerhalb des gleichen Zeitquerschnitts haften. Wo liegt die Wurzel dieser kaum auflösbaren Verschiedenheit des Geschmacks — oder wie man dieses Imponderabile sonst nennen will? Man macht sich heute die Beantwortung leicht, wenn man als den Deus ex machina die „Rasse“ zitiert. Der Bauherrn? oder der Baumeister? Eine offene Frage — denn so homogen ist der historische Personalbestand nicht, dass sie nicht gestellt werden müsste. Ohne den Rassenbegriff näher zu definieren, nehmen wir „Rasse“ summarisch gleich Abstammungsgemeinschaft. Dass sie bei der Stilbildung eine erhebliche Rolle spielen dürfte, wird man zunächst gerne annehmen; doch zeigt die nähere Betrachtung, dass diese Rolle keineswegs so hervorragend ist, wie man mancherorts glaubt.

Wie die Geologen nach Stellen suchen, wo die Kontinuität der Erdoberfläche durch Rutschungen oder Erosion gestört ist, sodass sich Aufschlüsse über die Struktur ihres innern Aufbaues gewinnen lassen, so suchen wir in der Historie nach Bruchfugen, die uns kulturelle Veränderungen als Folge von Bevölkerungsverschiebungen zeigen.

¹⁾ Nach einem Vortrag, gehalten im Zürcher Ing.- u. Arch.-Verein.

Da begegnet uns als das erste, höchst auffällige Ereignis, das Europa recht eigentlich konstituiert, die *griechische Blütezeit* im V. und IV. Jahrhundert: ein krisenhaft gesteigerter historischer Prozess, der erschreckend schnell, wie eine Fackel abbrennt. Bevölkerungsverschiebungen sind aber gerade während dieser, historisch offenkundigen Zeit nicht nachweisbar, und die Einwanderung der Dorier, für die man sich in Deutschland zur Zeit stark interessiert, liegt immerhin sechs bis sieben Jahrhunderte früher — wenn es also nur an dieser Rasse gelegen wäre, hätte die kulturelle Blüte doch wohl früher einsetzen müssen. Auch beginnt die Blüte Athens ausgerechnet mit der Pisisstratiden-Zeit, also parallel dem Verfall der alten Stammes-Ordnung, und am Anfang der attischen Kunst steht sogar der Import verdächtig exotischer Plastik aus jenem jonischen Kleinasien, dessen griechische Bewohner sich wohl nicht nur kulturell stark den Orientalen angenähert hatten. Der einzige Griechenstaat aber, der so etwas wie bewussten Rassenschutz betrieb, kommt kulturell nur als Gegenspieler Athens in Betracht, ohne eigene Leistung: Sparta.

Und Rom? In seiner „Cité antique“ stellt Fustel de Coulanges die Behauptung auf, die Universalität des alt-römischen Staates habe gerade darauf beruht, dass er ein Amalgam aus etruskischen, latinischen und griechischen Bevölkerungs- und Rechts-Elementen gewesen sei. Von einem „Staatsvolk“ ist gerade in den Zeiten der Weltmacht gar keine Rede; der Senat, der als landbesitzende Adelskaste dafür gehalten werden könnte, ist seit Caesar aus allen hohen Civil- und Militärämtern ausgeschlossen, und als Repräsentanten der Staatsidee sind Vertreter der aller-versehiedensten Völker vom Araber bis zum Nordgermanen aufgetreten. Das ist noch auffälliger beim oströmisch-byzantinischen Reich, wo von einer als Elite regierenden abstammungsmässig zusammengehörigen Minderheit — wie man sich das heute gern ausmalt — keine Spur zu finden ist. Und doch hat sich die Staatsidee mit unbegreiflicher Zähigkeit ganze tausend Jahre lang gehalten, in den Händen von Armeniern, Kleinasiaten und sonstigen Ostgriechen zweifelhaftester Herkunft: die Staatsidee hat sich ihre Träger gesucht, nicht umgekehrt.

Rom hat es nie zu einem so scharf umrissenen Baustil gebracht wie Griechenland — das würde also nicht übel zu der Meinung passen, dass die allgemeine Rassenvermischung der Spätantike die kulturellen Fähigkeiten gelähmt habe. Aber da entsteht plötzlich aus diesem „Völkerbrei“, da wo er am undurchsichtigsten war, ein völlig neuer Stil von streng geschlossener Eigenart: der *Byzantinische Stil*, nicht getragen von irgend einem neu zugewanderten Volke, sondern als Stil der Hauptstadt Konstantinopel, während die zweite Hauptstadt des Reiches, Antiochia, nebst ganz Syrien, in der hellenistischen Tradition verharret — trotz stark semitischer Bevölkerung.

Das nächste Stil-Individuum, das aus der Vergangenheit auftaucht, ist dann der *islamische Stil*. „Individuen“ dürfen wir jene Einheiten des Geschmacks nennen, weil sie etwas von organischem Wesen an sich haben. Wenn der Sprachgebrauch „Früh-“, „Hoch-“ und „Spät-“ Phasen eines Stils unterscheidet, so liegt darin die Vorstellung, dass diese Einheiten um ein Zentrum gravitieren, dass ihnen ein zentraler Kern zugrunde liegt, der verschiedene Modifikationen durchschreitet, wie ein Mensch seine verschiedenen Lebensalter. Damit wird die Kontinuität der Entwicklung nicht zerissen, um die sich die Kunstgeschichte der letzten hundert Jahre so sehr bemüht hat: aber dieser kontinuierliche Strom läuft in einem Flussbett, das seine

seichten und tragen, wie seine tiefen und reissenden Stellen, seine Altwasser und Stromschnellen hat.

Der islamische Stil bildet sich vom VII. bis zum XIII. Jahrhundert zu scharf umrissener Eigenart aus, um dann bis heute im Grossen stationär zu bleiben. Wer trug die Entwicklung? Die Araber, die aus dem Hedschas in Syrien einbrechen und das Kalifat von Damaskus gründen, sind ein prähistorisch-primitives Volk, Wüsten-Nomaden, die von der ansässigen Bevölkerung nicht nur alle Methoden des Bauens lernen müssen, sondern erst noch das Bedürfnis in Stein zu bauen. Die christliche Bevölkerung wird nicht vertrieben, die griechische Literatur blüht weiter, die Kultur erleidet keinen Bruch. Und so sind ganz selbstverständlicherweise die ersten islamischen Bauten, wie etwa das Wüstenschloss Mschatta in Syrien syrische, in Mesopotamien mesopotamische Bauten. Als nach hundert Jahren das syrische Kalifat von den persisch-mesopotamisch erzogenen Abbasiden gestürzt wird (750), wird im neuen Reich von Bagdad und Samarra die Architektur eben persisch, bis nach Kairo.

In Spanien aber landet ein Nachkomme der vertriebenen syrischen Omaiaden, wo schon vorher (711) der Feldherr Tarik mit einer Schar syrischer Araber und marokkanischer Berber die Westgoten besiegt hatte. Man erbaut die Moschee von Cordoba in der bewussten Absicht, den Glanz von Damaskus zu erneuern. Also syrische Architektur — vielleicht mit einheimischen Werkleuten — Iberier? Westgoten? jedenfalls hat nicht *einer* aus der arabischen Erobererkaste Hand angelegt. Und auch aus den wiederverwendeten „westgotischen“ Kapitälern sollte man nicht so grosses Wesen machen: es sind barbarisierte korinthische Kapitälern, wahrscheinlich aus wisigotischer Zeit — aber von Haus aus haben die Westgoten eben auch keine korinthischen Kapitälern gemeisselt und schon gar nicht, solange sie „Herrenkaste“ waren — bleibt also vom Westgotentum nicht viel mehr übrig als eine Umschreibung für „VI. bis VII. Jahrhundert“. Auch für Cordoba erbittet man sich (nachgewiesenermassen) Werkleute aus Konstantinopel, Spezialisten, ohne Rücksicht auf „Rasse“. Zweimal wird dieses west-islamische Reich die Beute eines Mahdi aus der Sahara, die Araber werden in der Herrschaft verdrängt vom Tuareg-Stamm der Sanhija — in der Kunst machen sich diese Umwälzungen kaum bemerkbar. Die spanisch-maurische Kultur zieht dann sogar die christlichen Eroberer in ihren Bann, und ihr Einfluss ist im romanischen Stil, der sich im XI. bis XII. Jahrhundert bildet, fühlbar bis nach Burgund, ja bis Köln: mit dem Rassenbegriff kommt man um keinen Schritt weiter.

Während noch an der Moschee von Cordoba gebaut wird, sammelt im Norden ein mächtiger Barbarenfürst die Reste an Kultur, deren er habhaft wird. Marmorsäulen aus Italien, Bronzegitter aus Ravenna, Gelehrte aus England werden zusammengezogen — ungefähr so, wie aufgeklärte Könige von Abessinien Ingenieur-Missionen zum Bahn- und Strassenbau in ihr Land berufen. Dieser Fürst war Karl der Grosse, ein Organisator allerersten Ranges, ein Franke, und die Völker, die er organisierte, waren vorzugsweise Germanen, aber auch Kelten und alles, was vor den Invasionen die ehemals römischen Provinzen bewohnte. Die Organisationsformen aber waren natürlich römisch — weil es gar keine andern gab — und die Architekturformen römisch und syrisch — weil die Germanen so wenig eigene Stein-Architektur hatten, wie die Araber vor der Eroberung Syriens. Die Bautätigkeit Karls aber bleibt glanzvolle Episode zwischen bautenlosen, dunkeln Epochen: wäre sie an irgend ein „Rasse“-Element gebunden gewesen, hätte sie sicher konsequentere Nachfolge gefunden.

In den dunkeln Jahrhunderten vor der Jahrtausendwende gibt es eine einigermaßen fassbare Bautätigkeit nur in Oberitalien — wer ihr Träger war, ist immer noch rätselhaft, man nennt ihren Stil „lombardisch“, weil sein Zentrum in der Po-Ebene liegt; das einzig Nachweisbare aber ist, dass seine Träger keine Langobarden waren. Im VII. Jahrhundert gibt nämlich der Langobardenkönig Rothari

einer Korporation der „magistri Comacini“ besondere Zunft-Statuten, in denen er sie rechtlich der Herrschicht der Langobarden gleichstellt: woraus folgt, dass sie von Haus aus eben keine waren. Die Bautätigkeit dieser Oberitaliener erstreckt sich über Katalonien, das südöstliche Frankreich; in der Schweiz gehören die frühromanischen Kirchlein am Thunersee (Wimmis, Spiez, Amsoldingen) in diese Stilgruppe, die also offensichtlich an bestimmte Bauhütten gebunden ist, nicht an die Rassen der Bauherren.

Auf der Grundlage dieser Bauten entwickelt sich dann in Oberitalien der *lombardisch-romanische Stil*, mit starken Einschlägen aus Frankreich. Auch hier bedeutet „lombardisch“ eine reine Standortsbezeichnung. Der künstlerische Wert dieser Bauten ist durchschnittlich geringer als der der französisch-romanischen Bauten. Man wäre versucht, die starke Rassenmischung der Lombardei für die stilistische Unsicherheit der Bauten verantwortlich zu machen, wenn nicht unmittelbar südlich davon auf ebenso gemischt bevölkertem Boden ein ganz geschlossener Stilkörper entstanden wäre:

In Pisa wird der Dom 1062 gegründet. Ein Bau ohne Parallelen; islamische und syrische Zusammenhänge sind nachweisbar, aber noch nicht klargelegt, sicher ist nur das Eine: dieser Bau ist nicht der Ausdruck irgend eines Volksbestands, nicht der Gipfel einer nationalen Kunstübung, die vorher bescheidenere Leistungen auf breiter Basis hervorgebracht hätte, sondern die plötzliche Gewaltleistung einer mächtigen Handelsmetropole. Und der pisanische Stil wird vorbildlich in dem ganzen Kreis, in dem Pisa herrscht, oder in dem es bekämpft wird, von Korsika bis zur dalmatinischen Küste und bis Apulien. Hier sind es also der kommerzielle Zusammenhang und die daraus entstandene Kulturgemeinschaft, die den gemeinsamen Stil tragen.

Der romanische Stil des XII. Jahrhunderts faltet sich dann in viele regionale Nuancierungen auseinander, ohne dass auch nur eine einzige mit „Rassen“-Faktoren in plausible Beziehung gebracht werden könnte. Am nächsten verwandt der altchristlichen Basilika sind die Säulenhallen des Oberrheins und, von hier ausstrahlend, in Schwaben und Sachsen, ohne dass aber dieser Formverwandtschaft eine Rassenverwandtschaft der Erbauer entsprechen würde. Von einer „Volkskunst“ ist im mittelalterlichen Kirchenbau überhaupt keine Rede; das gibt es allenfalls bei primitiven Völkern ohne gesellschaftliche und berufliche Differenzierung, wo jeder noch sein eigener Töpfer und Schneider ist, während in hochgezüchteten Kulturen sich allemal eine Oberschicht von der Masse abspaltet, die bestrebt ist, ihren Vorrang auch dadurch zur Geltung zu bringen, dass sie reicher, besser und andersartig baut als die Masse, wobei gerade das Fremdartige besonders Wert bekommt. Die ganze mittelalterliche Kunst liegt in den Händen einer intellektuellen Oberschicht von Klerikern, die sich des internationalen Lateins bedienen, ohne jede Rücksicht auf Abstammung, und wenn bedeutende Bauten gelegentlich in ihrer Umgebung schulbildend wirken, und so — sozusagen von oben her — zu „Volkskunst“ Anlass geben, so lässt sich ebenso oft nachweisen, wie durch kirchenrechtliche Beziehungen, Berufungen von Bischöfen und Äbten auch Bautypen fern von ihrem Ursprungsort unter ganz fremden Völkern Nachfolge fanden.

Im XI. und XII. Jahrhundert ist das Kloster Cluny westlich von Mâcon in Burgund ein geistiges Zentrum, von hier wird die Rückeroberung Spaniens organisiert, und zu diesem Zweck werden die Pilgerstrassen nach St. Jago de Compostella an der Nordwestspitze Spaniens systematisch ausgebaut mit Klöstern, Spitälern, Stützpunkten, und so geht ein breiter Strom verwandelt (wenn auch nicht ganz gleichartiger) Architektur quer durch alle Bevölkerungsgebiete aus Burgund über die Languedoc der spanischen Nordküste entlang bis Galaecien. In der 2. Hälfte des XII. findet dann der Orden der Cisterzienser ungeheure Verbreitung; hier legt jede Neugründung aus Pietät Wert darauf, genau die Architekturformen des Mutterklosters zu

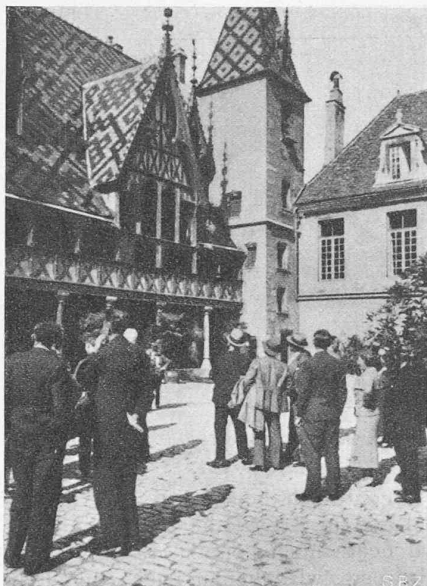


Abb. 1 und 2. Aus dem ersten Hof des Hôtel Dieu in Beaune, um 1450. — Abb. 3 (Mitte). Modernes Standbild der Gattin des Stifters Rolin (im 2. Hof).

wiederholen, von dem aus es besiedelt wurde, und so gibt es romanische und frühgotische Cisterzen genau gleicher Art von Norwegen bis Süditalien, von Portugal bis Polen.

Wir wollen hier die Entwicklung der hochgezüchteten, von allem „Blutmässigen“ stark abgerückten mittelalterlichen Bauformen nicht ins Einzelne verfolgen, und nur noch einen Blick auf *die Gotik* im Ganzen werfen, die heute gern als besonders markanter Ausdruck des Germanentums angesprochen wird. Die Gotik bildet sich in einem begrenzten Gebiet Nordfrankreichs; ihre Wurzeln greifen nach der Normandie, aber auch nach Burgund (das den ursprünglich islamischen Spitzbogen zuerst aufnimmt) und nach dem südwestlichen Frankreich. Gewiss sind in allen diesen Gegenden starke germanische Bevölkerungsteile ansässig — aber genau so leben germanische Einwanderer in Italien, das die Gotik nie innerlich aufgenommen hat, und das gewiss noch reinrassiger germanische Deutschland hat zum Entstehen des gotischen Stils nicht das Geringste beigetragen, ja die Gotik nur sehr zögernd als fremde Mode rund hundert Jahre nach ihrer Entstehung aufgenommen. Der entscheidende Faktor für diesen Stil ist also das germanische Rasselement offensichtlich nicht gewesen, so gerne es sich später der fremden Stilformen als Ausdrucksmittel bedient. Auf deutschem Boden sind zwei selbständige gotische Stilnuancen entstanden: die Minoritengotik und die „Deutsche Sondergotik“; jene eine Vereinfachung, sozusagen eine Rückübersetzung des gotischen Formapparates in romanische Flächigkeit, diese eine barocke Zerlösung, ein Aeusserstes an phantastischer Formzersetzung, die in eine Sackgasse führte, aus der die italienische Renaissance den ersehnten Ausweg öffnete, indem sie unzersetzt Formmaterial zur Verfügung stellte.

Dass bei alledem die rassenmässigen Temperament-Unterschiede die entstehenden Bauten mehr oder weniger stark beeinflusst haben, wird gar nicht bestritten, sowenig wie die Einflüsse der jeweiligen Landschaft, der von ihr zur Verfügung gestellten Baustoffe und der jeweiligen historischen Konjunktur, die das Programm der Bauaufgabe stellte und die wirtschaftlichen Möglichkeiten ihrer Realisierung bot. *Alle* diese Faktoren waren zum effektiven Entstehen jedes einzelnen Bauwerkes notwendig, und alle haben gemeinsam zur Stilbildung beigetragen, ohne dass sich eine einzelne Komponente herauslösen und als die entscheidend massgebende bezeichnen liesse. Die Baugeschichte zeigt uns ein viel zu kompliziertes Geflecht geistiger und materieller Beziehungen, als dass es sich nach dem primitiv-materialistischen Schema einer ad hoc konstruierten Rassentheorie auflösen liesse. (Schluss folgt.)

Das mittelalterliche Hospital in Beaune.

(Hierzu eine Tafelbeilage.)

Das Hôtel Dieu von Beaune, eines der seltenen Beispiele eines bis heute ununterbrochen im Betrieb befindlichen mittelalterlichen Spitals, bietet grosses kulturhistorisches Interesse. Zum Verständnis der Anlage ist daran zu erinnern, dass zur Zeit seiner Gründung in der Therapie die psychische Behandlung eine sehr viel grössere Rolle spielte als heute, wo man ihre Wichtigkeit nach einer Periode rein materialistischer Medizin, die die einzelnen Symptome behandelt, eben erst wieder neu zu entdecken beginnt. Mittelalterliche Spitäler haben, wie die Heilstätten des Altertums, stets halb kirchlichen Charakter, und da man die religiösen Vorstellungen von Himmel und Hölle durchaus als massive Realitäten nahm, war es eine der wichtigsten Pflichten der Spitäler und Altersheime, ihre Insassen systematisch auf den Tod vorzubereiten und geistig auszurüsten.

Der Spital von Beaune ist eine Stiftung von *Nicolas Rolin*, Kanzler von Burgund unter den Herzögen Hans ohne Furcht und Philipp dem Guten; in dem berühmten Gemälde des Jan van Eyck im Louvre ist uns das Porträt des Stifters erhalten (vor der Madonna kniend). Rolin war eine jener für das XV. Jahrhundert typischen Figuren, ein grosser Finanzmann, der aus kleinbürgerlichem Stand zu den höchsten Ehren emporsteigt wie die Jacques Coeur, Pirckheimer, Fugger, Medici usw., Männer von absoluter Skrupellosigkeit und eiserner Energie, Exponenten des heraufkommenden Kapitalismus und der bürgerlichen Intelligenz, die sich anstelle des welkenden Feudalismus und seiner Naturalwirtschaft setzten. Neben allen modernen und materialistischen Zügen stehen aber auch diese Gewaltmenschen und Finanzgrössen geistig ganz in den mittelalterlichen Anschauungen, und so schlägt der phantastische, krass zur Schau getragene Hochmut oft plötzlich um in Zerknirschung und das erraffte Geld wird zu frommen Stiftungen von ebenfalls verblüffendem Ausmass hergegeben. Seit 1441 begann der Kanzler Rolin Häuser aufzukaufen, 1443 erfolgt die eigentliche Stiftung, 1451 wird der Spital eingeweiht; 1461 stirbt Rolin, seine Witwe zieht sich in den Spital zurück. Neue Stiftungen erfolgen durch den Sohn des Kanzlers, den Kardinal Rolin und durch reiche Bürgergeschlechter.

Das Spital-Areal umfasst ein Rechteck von 80×53 m. Unter dem Hof fliesst der überwölbte Bach Bouzaise, dem wie einst den Gräben in der Mitte der Berner Hauptstrassen ingenieus die Beseitigung der Abfälle übertragen wird. Der